

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 89 (1963)
Heft: 1

Artikel: Zur Typologie des Tüpfis
Autor: Zacher, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-502066>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Typologie des Tüpfis

Aus der Dissertation von AbisZ «Historische und zeitgenössische Beweise für den entwicklungshemmenden Einfluß eines fehlgeleiteten Geltungstriebes und dessen Ausdrucksform als manierierte Sprechweise» – 1962.

Die phonetische Komponente der Tüpfilogie – auch als tüpfilogische Phonetik in der Literatur erwähnt – ist kein neuer Zweig der Forschung. Es liegen schon Beispiele aus Großvaters und Urgroßvaters Zeiten vor, wenn auch ausschließlich in mündlicher Ueberlieferung. So soll beispielsweise in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts ein Oberaargauer Meitschi nach einigen Monaten Hausdienst in der Bundesstadt plötzlich das gesprochene «u» an Stelle des geschriebenen «l» (Haus/Hals, Houz/Holz, woou/wohl usw.) als güllerbäuerlich empfunden und sich einer «vürnäheren» Aussprache beflissen haben: «Der Vetter Halsi isch uf Arol go ne Sol cholve.» Der Erfolg war natürlich allgemeines Gelächter.

Nicht besser erging es einem Bauernmeitschi, das nach einem Welschlandjahr bereits derart französisiert war, daß ihm die deutschen Bezeichnungen der Dinge des Alltags völlig entglitten waren. So fragte es denn auch nach dem Namen eines Gartengeräts: «Comment s'appelle cet instrument en allemand?» Wegen hoherhobenen Näsies trat es versehentlich auf die Zinken besagten Instruments, dessen Stiel hochschlug und besagtes hochgetragenes Näsie preichte. «O du verfluchte Charscht!» schrie das französierte Mädi. Die physikalisch erklärable Reaktion des Karststiels bewirkte also eine psychologisch erklärable beim Tüpfli, nämlich ein plötzliches Schließen der Gedächtnislücke.

Die historischen Beispiele von Tüpfilität und deren sprachlicher Manifestation könnten beliebig vermehrt werden. Wenden wir uns aber sogleich der Krankheitsform zu, die als «Tupfiditas moderna» bekannt ist und namentlich durch Radiowellen verbreitet wird. In statu tupfiditatis modernae, im akuten Stadium dieser Krankheit, befinden sich einige jener weiblichen Wesen, deren Stimmen dem Hörer entge-

gentönen, der die Welle von Bero-münster erwisch hat.

Von vielen, deren Einstellskala veraltet ist, wird die spezifisch tüpfistische Ansage geradezu als Kennzeichen dieses Senders, sozusagen als phonetisches Pausenzeichen, gewertet. Diese Identifikationsmethode ist aber unsicher, da sie immer dann versagt, wenn ausnahmsweise eine der atypischen, atüpfischen Sprecherinnen das Mikrophon regiert; allerdings scheint diese Fehlerquelle allmählich zu versiegen, weil die guten, nicht affektierten Sprecherinnen avancieren, heiraten oder sonstwie radio-unwirksam werden.

Manche unserer Sprecherinnen haben einen Standard erreicht, wie ihn «Mudda Natuu» niemals verleiht, sondern wie er höchstens als Frucht intensivster Vergewaltigung sämtlicher Sprechwerkzeuge einem sich unentwegt bemühen Tüpfli ausnahmsweise in den Schoß ... nein, nicht dorthin ... äh ... sagen wir einfach: zufällt. Alles, was nicht angeboren und nicht anerzogen, sondern nur adressiert oder auf andere illegale Weise angeeignet ist, wirkt affektiert, komisch. Darum erregen übertriebene (und darum nicht recht beherrschte) Sprechmanieren auch heute noch mindestens stille Heiterkeit beim Zuhörer.

Sprechmanieren? – Da wäre einmal der schwierige Laut R. Die einen krächchen tief in der Gurgel, andere rrollen Bestandteile des Gaumens herum, und wieder andere lassen die Zungenspitze schnurren. Tüpfli deutschschweizerischer Provenienz empfinden schon seit jeher das Zungen-R als zu wenig fein, sofern es ihnen angeboren ist. So zwingen sie sich zu einem der feineren R aus rückwärtiger Produktion, wobei ihnen aber immer wieder ein Zungen-R dazwischen gerät. Den Rekord hält unwidersprochen jene Sprecherin, die einmal den Namen Robert mit zwei verschiedenen R aussprach.

Je weiter hinten ein R entsteht, umso vornehmer ist es. Am aller-vornehmsten aber ist das Gar-kein-R. Da wird denn ein Peter Schweizer zu einem Peeta Schwaiza, der von Beruf Obalehra, Maala oder Dachdecka ist und mit einem Mädchen geht, das als Maja hoch zwei (Maja Maja) eingesprochen, aber wahrscheinlich als Maja Meier geschrieben wird. Wenn diese beiden, wie die Sprecherin sagt, ein Woat unta via Augen sprechen wollen, gehen sie an Boad des Bootes Skoapion ... Ob wohl diese Sprach- und Sprechtüpfli auch aus der Buchstabensuppe 50 Prozent aller R herausklauben und wegschmeißen wie aus den vorgelegten Texten?

Eine weitere typisch tüpfische Idiosynkrasie ist die Aversion gegen den Laut ä. Unsa Sprechtüpfli behandelt diesen plebejischen Laut natürlich als nichtexistent und ersetzt ihn auch dort durch é, wo es

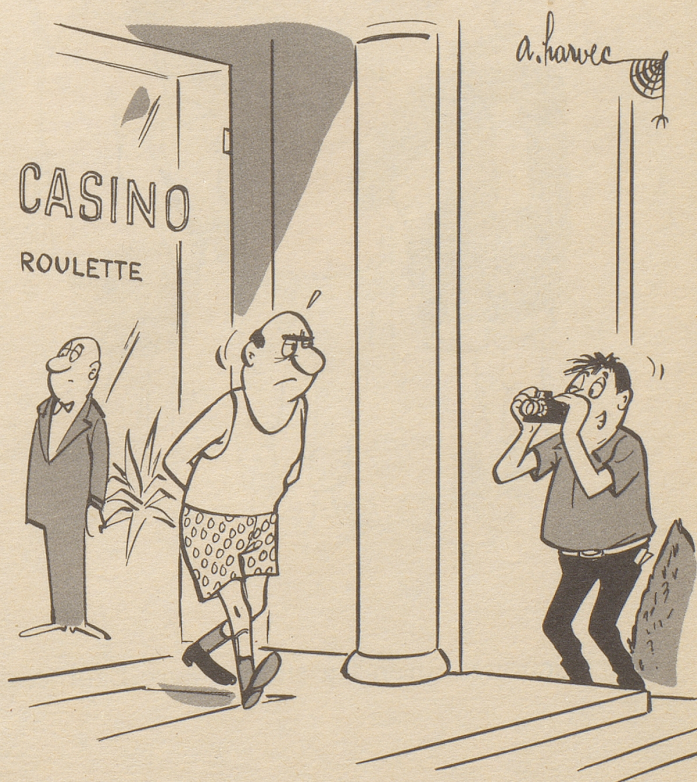
keineswegs um wohlgesiebte Bühnensprache geht. So hört man denn etwa das Neuste üba die Preisentwicklung beim Schwaiza Késö, vernimmt allerlei von Médchen, die irgendwo zwischen Grénichen, Mègenwil und dem Berg Gébris wohnen ... wenn's nicht gar Médels sind ... Also, man möchte oft geradezu tétlich werden als Zuhörer, wenn's etwas nützen tété!

Wenn wenigstens die Sprache konsequent bühnendeutsch wäre – aber man hört immer wieder Worte, die völlig un-hochdeutsch betont werden, Helvetizismen und falsche Uebertragungen aus gedachter Mundart, so daß daneben die Maniertheit der Aussprache wirkt wie Silberlack auf ungeputzten Fingernägeln: déplaciert, lächerlich – eben tüpfisch. Muß das so sein? Und noch wichtiger: Muß das so bleiben?



Aether-Blüten

Aus der Fischzubereitungssendung «Von Fischen in Bächen» aus dem Studio Zürich geangelt: «E guet Plättli, luege Si, das isch wiene Küßli – das bruucht Zyt!» Ohohr



«Bitte recht freundlich!»